

Härte und Grausamkeit im Alten Testament

Von Dr. Hermann Stieglecker, Stift St. Florian

I. Die Schwierigkeit

Sehr schweren Anstoß erregen die Grausamkeiten, die im Alten Testament an besiegten Feinden begangen werden, schweren Anstoß nicht nur bei solchen, die den alttestamentlichen Büchern schon im vorhinein ablehnend, feindlich gegenüberreten, sondern auch bei solchen, die an die Lesung dieser Bücher mit gläubigem Gemüt herangehen; für sie sind diese Grausamkeiten eine drückende Belastung ihrer gläubigen Überzeugung.

Daß die gefangenen Feinde verstümmelt wurden, daß man ihnen die Daumen und die großen Zehen abschnitt, um sie kampfunfähig zu machen (Richt 1, 6), daß man in gewissen Fällen Gefangene tötete, läßt sich immerhin noch verstehen. Was uns aber erschauern macht, ist der sogenannte Cherem, der Blutbann, der am besiegten Feind ohne Schonung vollzogen wird. So werden nach Nm 31, 7 f., alle männlichen Madianiter getötet. Dt 20, 16 f., werden die Israeliten angewiesen, in den eroberten Städten Kanaans niemand am Leben zu lassen. Und tatsächlich lesen wir im Josuebuch wiederholt den schauerlichen Vollzug dieses Befehles, z. B. nach dem Fall von Jericho: „... So nahmen sie die Stadt ein. Dann vollzogen sie mit der Schärfe des Schwertes den Bann an allem, was sich in der Stadt befand, an Mann und Weib, jung und alt, an Rindern, Schafen und Eseln“ (Jos 6, 20 f.).

Aber auch ohne Zusammenhang mit dem Krieg finden wir im Alten Testament nach unserem Empfinden widerlich grausame Handlungen, z. B. die Hinrichtung von sieben Nachkommen Sauls, die nach unseren Begriffen ein Hohn auf alle Rechtsprechung ist (2 Sam 21), oder den Mordbefehl, den David gegen seinen tüchtigen, verdienstvollen Feldherrn Joab, den Retter seiner Dynastie, erließ. Als Beweis dafür, daß im Alten Testament ein ganz ungöttlicher, dem Offenbarungscharakter durchaus widersprechender Geist herrscht, werden häufig auch die sogenannten Fluch- oder Rache-psalmen angeführt. Man sagt, in allen diesen Tatsachen offenbare sich eine ganz unglaubliche Niedrigkeit der Gesinnung, gemeinste Rachgier und Blutgier, die sich am liebsten auf Wehrlose stürzt und nicht einmal vor

unschuldigen Kindern Halt macht. Das sei nicht der *göttliche* Geist, sondern der echt *jüdische*; er allein sei einer derart niedrigen Denkweise fähig.

Mit diesen Beispielen, die leicht vermehrt werden könnten, ist der Tatbestand gegeben. Das Ziel unserer Darlegung ist die Beantwortung der Frage: Wie vertragen sich diese Grausamkeiten mit dem Offenbarungscharakter des Alten Testaments?

Die richtige Beantwortung dieser Frage ist nur dann möglich, wenn wir jene Gedanken und Überzeugungen richtig erfassen und verstehen, von denen sich die Israeliten bei Verübung dieser Grausamkeiten bestimmen und leiten ließen. Ohne gründliche Kenntnis dieser Gedanken und Überzeugungen, mögen sie nun wahr oder falsch sein, ist eine richtige Schau und ein zutreffendes Urteil unmöglich. Sehen wir nämlich die angedeuteten Grausamkeiten nicht im Rahmen der Gedankenwelt der damaligen Menschen, sondern mit dem Auge und dem Empfinden des heutigen Menschen, dann sehen wir das ganze Problem mit allem, was drum und dran ist, in einem völlig falschen Licht. So könnten wir an das Thema überhaupt nicht herankommen, wir stünden da vor einem unentwirrbaren Rätsel. Wenn wir es auf dieser verfehlten Grundlage versuchten, unseren Gegenstand zu behandeln und die dabei auftauchenden Fragen zu beantworten, würden wir zu gänzlich falschen Ergebnissen gelangen.

Wir dürfen also nur die Gedanken jener fernen Zeit sprechen lassen und müssen unsere eigenen Vorstellungen und Überzeugungen, die uns ganz in Fleisch und Blut übergegangen sind, vollständig zum Schweigen verurteilen. Vollständig! Denn wie wir ihnen auch nur für einen Augenblick gestatten dareinzureden, erhält das Bild sofort eine unreine Färbung, und ein schiefes Urteil ist dann die unausbleibliche Folge. Dieses gänzliche Absehen von unseren eigenen Vorstellungen und dieses völlige Sichhineinleben in die Denkwelt jener fernen Zeit ist vielleicht die schwierigste Arbeit, die wir bei Bewältigung unseres Problems zu leisten haben.

Dabei dürfen wir auf dem Boden Israels nicht stehen bleiben, sondern müssen auch bei *näher und ferner stehenden Völkern* bezüglich unserer Frage Nachschau halten. Es wäre ja falsch anzunehmen, daß die Israeliten, weil sie Offenbarungsvolk sind, mit der Gedankenwelt der verwandten und benachbarten Heidenvölker über-

haupt nichts gemein haben. Wir haben früher einmal dargelegt, daß Israel als Offenbarungsvolk mit seinem Monotheismus und mit allem, was damit zusammenhängt, zwar unter allen Völkern eine Sonderstellung einnimmt, die es zum „Sonderling unter den Völkern“ macht, daß es aber trotzdem im übrigen den — oft falschen, unerhört rückständigen — Vorstellungen und Anschauungen der verwandten und benachbarten Völker verhaftet ist oder wenigstens lange Jahrhunderte verhaftet bleibt, und zwar nicht bloß in bezug auf das Weltbild, auf die Geographie, auf die Naturgeschichte, auf die Lehre vom Staat, von der Gesellschaft, sondern auch in bezug auf das, was in das sittliche Gebiet hineinreicht: in bezug auf das Frauenrecht und das Eherecht. Daher ist es notwendig, zur Lösung unserer Frage auch die Denkart und Handlungsweise der verwandten, benachbarten und auch fernerstehenden Völker heranzuziehen. Das Ergebnis dieser Ausschau außerhalb Israels wird im Zusammenhang mit dem, was wir über unseren Gegenstand aus der Bibel erfahren, über vieles Aufschluß geben und unsere Feststellungen, die uns das Alte Testament an die Hand gibt, stützen und bestätigen. Außerdem macht es für die zutreffende Beurteilung einer Erscheinung im Völkerleben sehr viel aus, ob sie nur als Eigenart eines einzigen Volkes nachgewiesen werden kann oder ob sie auch anderen, vielen oder sehr vielen, verwandten oder auch nicht verwandten Völkern gemeinsam ist. Eine Umschau bei verschiedenen nichtisraelitischen Völkern zeigt, daß ähnliche Grausamkeiten gegen besiegte Feinde wie in Israel auch dort anzutreffen sind. So berichtet Mesha, der König von Moab (um 840), daß er nach der Eroberung der Stadt und des Gebietes Nebo alles getötet habe: 7000 Männer, Knaben, Frauen und Mädchen (Mesha-Inschrift, Zeile 16). Dieselbe Härte finden wir in zahlreichen Fällen auch bei den Assyryern. So schreibt Assurnassirpal II. (884—860) von einem Feldzug in der Orontesgegend: „Ich eroberte die Städte des Landes Luhuti, richtete unter ihnen ein großes Gemetzel an, zerstörte, verbrannte. Lebende Krieger nahm ich gefangen, an Pfählen vor ihren Städten spießte ich sie auf“ (*Greifmann*, *Altorient. Texte zum AT.*, S. 339). An einer anderen Stelle meldet derselbe König: „Viele Gefangene verbrannte ich, viele sperrte ich lebendig ein; den einen schnitt ich Hände und Arme ab, anderen Nasen und Ohren, vielen stach ich die Augen aus“ (*Landersdorfer*,

Die Kultur der Babylonier und Assyrier, S. 115). Assurnassirpals Nachfolger, Salmanassar III. (860—825), berichtet von seinem Feldzug nach Urartu (das biblische Ararat, ein Reich in der Gegend des Vansees): „In meiner mannhaften Kraft trat ich sein Land nieder wie ein Wildstier. Ich ließ seine Städte zu Ruinen werden. Arzashku (die Hauptstadt) samt den Städten seines Gebietes verheerte, zerstörte und verbrannte ich. Pfeiler von Köpfen richtete ich gegenüber seinem Stadttor auf. Die einen hängte ich lebendig an den Pfeiler auf, die anderen spießte ich rings um die Pfeiler auf Pfählen auf“ (ebd.).

Gefangenen Fürsten wurde bisweilen ein Strick durch die Wangen gezogen und so wurden sie zusammen mit Hunden und Schweinen in einen Käfig gesperrt. Grausam ist auch der letzte große assyrische König Assurbanipal (668—626) mit unterlegenen Feinden verfahren. Er ist ein hochgebildeter Mann, ein Förderer der Kunst, der Gründer der großen Keilschriftbibliothek in Ninive, der wir einen bedeutenden Teil unserer Kenntnisse in der babylonisch-assyrischen Kultur verdanken, also ein durchaus „moderner“ Mann. Allein gegen besiegte Feinde ist er kaum milder als seine Vorgänger. Er erobert das abtrünnige Usu, Palai-Tyros, das auf dem Festland dem eigentlichen Inseltyros gegenüberliegt, und schreibt darüber: „Auf meiner Rückkehr eroberte ich Usu, das an der Küste des Meeres liegt. Die Einwohner von Usu, die ihrem Statthalter nicht untertan waren, die den Tribut als Abgabe ihres Landes nicht gezahlt hatten, tötete ich ... ihre Götter, ihre Leute führte ich gefangen nach Assyrien ab“. Dann schildert der König die Züchtigung der unbotmäßigen Stadt Akko: „Die unbotmäßigen Einwohner von Akko warf ich nieder, ihre Leichen hängte ich rings um die Stadt an Pfählen auf; die übrigen brachte ich nach Assyrien“ (Winckler, Keilschr. Textbch. zum A. Test., S. 54). Die stehende Formel: „alme, akšud, abbul, akkur, ina girri akmu = ich belagerte, eroberte, zerstörte, vernichtete, verbrannte“ kann jeder, der assyrische Kriegsberichte liest, bald auswendig, weil sie immer wiederkehren.

Man sagt, diese Grausamkeit sei semitische Art. Nun aber finden wir auch bei unseren arischen Verwandten, bei den Persern, ähnliche Dinge. Sogar der als edel und maßvoll bekannte Dareus I. erinnert in seinem Vorgehen gegen seine besiegten Feinde vielfach an assyrische, semitische Art. Daß Dareus genau so wie die assyrischen

Könige Aufrührer tötete, wird uns nicht sehr wundern. Aber in der großen dreisprachigen Königsinschrift von Behistun, in der er seinen schwierigen, aber siegreichen Kampf gegen die Aufständischen mit ihrem Anhang schildert, hat man wirklich oft den Eindruck, es spreche ein assyrischer König. So berichtet Dareus von seinem Sieg über den aufständischen Frawartish von Medien und fährt dann fort: „Darauf floh jener Frawartish mit wenigen Reitern. Er wurde ergriffen und zu mir geführt. Ich schnitt ihm die Nase, die Ohren, die Zunge ab und stach ihm die Augen aus. An meinem Tor wurde er gefesselt gehalten, alles Volk sah ihn. Dann wurde er in Hagmatana gekreuzigt. Und die Männer, welche seine erste Gefolgschaft waren, ließ ich innerhalb der Burg von Hagmatana aufhängen“ (*Hoffmann-Kutschke*, Die altpers. Keilinschriften des Großkönigs Darajawausch I., S. 18, Kol. II, 73—77). Ein ähnlich schauriges Geschick ereilte Tschitrantachma, der sich ebenfalls empört hatte (A. a. O., S. 20, Kol. 85—91). Andere Aufständische wurden gekreuzigt. Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir an die Beantwortung unserer Frage herantreten, um ein gerechtes Urteil über die erwähnten Grausamkeiten zu gewinnen.

II. Welche Gedanken liegen diesen Härten zugrunde?

1. Krie g s r e c h t

Zunächst sei festgestellt, daß die Verüber dieser Grausamkeiten darüber ausführlich, ohne den geringsten Versuch etwas zu verhüllen, berichten. Im Gegenteil, man hat den Eindruck, daß sie diese Untaten absichtlich stark hervorkehren. Sie sehen demnach in ihnen offenbar nichts Arges, nichts, was ihren Ruhm beflecken könnte. Es ließe sich denken, daß sie diese Grausamkeiten deshalb so ausführlich schildern, weil sie dadurch andere von der Empörung zurückschrecken wollten. Das mag auch bei dem einen König mehr, bei dem anderen weniger mit im Spiele sein. Aber es bleibt zu bedenken, daß diese Menschen auch sonst durchaus darauf bedacht sind, *dabei den Willen ihres Gottes zu vollziehen und seinen Absichten zu entsprechen*. Man merkt es beim Lesen dieser Abschnitte: sie fühlten sich bei Verübung dieser Greuelthaten mit der Gottheit eins. Ja, aus diesen Berichten hört man laut und drohend die Entrüstung über die besiegtten Feinde herausgrollen, und es schwingt

die Genugtuung darüber mit, daß sie ihrem reichlich verdienten Geschick übergeben werden konnten.

Stark tritt diese Überzeugung von der Berechtigung dieser grausamen Taten im Bericht des Persers Dareus zu Tage. Auch er berichtet über diese Härten ohne Scheu, ohne Zurückhaltung, mit einem starken Unterton des Abscheus vor den Handlungen seiner Gegner und der festen Überzeugung, daß sie diese Strafe vollauf verdienen. Der Perserkönig hätte diese Taten sicher in seiner großen Inschrift nicht verewigt, wenn er in ihnen etwas Böses gesehen hätte. Bei ihm hat man tatsächlich den Eindruck, daß er Ehrfurcht vor der Gottheit hat. In der ganzen Inschrift kann man wahrnehmen, daß er ein untadeliger Herrscher sein will, um der Gewogenheit und Hilfe seines Gottes Ahuramazda sicher zu sein, da er dessen Gnade seine Siege zuschreibt. Übrigens steht Dareus — wenigstens nach dem, was er selber berichtet — in einem viel günstigeren Lichte da als die assyrischen Herrscher. Er tötet nur die Anstifter und nächsten Gefolgsmannen des Aufstandes und läßt die nicht Beteiligten, wie es scheint, ungekränkt, während die assyrischen Könige wahre Massentötungen durchführen lassen. Aber das hat Dareus mit den assyrischen Königen gemein, daß er bei der Tötung seiner Feinde ebenso grausam verfährt wie sie und daß er sich zu diesen unnötigen Grausamkeiten ebenso berechtigt, ja verpflichtet fühlt wie seine semitischen Nachbarn.

Aber auch bezüglich der assyrischen Könige wollen wir nicht übersehen, daß sie ihre geschlagenen Feinde nicht immer so grausam behandelten, sondern aus gewissen Gründen öfter Milde walten ließen. Doch das ändert nichts an der *Rechtsauffassung* als solcher. Diese war, wie man aus den Berichten sieht, in Israel, Moab und Assur gleich: Wurde ein Volk, ein Land besiegt, so galten nicht nur die einzelnen Krieger, sondern das ganze Volk, jung und alt, auch Weiber und Kinder, als Besiegte und als solche hatten sie dem Sieger gegenüber jedes Recht, auch das Recht auf das Leben, ja sogar das Recht auf irgend eine Schonung bei der Hinrichtung verwirkt. Das war in diesem Kulturkreis eine so selbstverständliche Sache wie in unserer Zeit das Festhalten der Kriegsgefangenen in Lagern. Darin sah kaum jemand ein Unrecht, schon deshalb nicht, weil jeder nach diesem Grundsatz handelte, der obenauf kam.

Damit ist uns klar geworden: Jene Grausamkeiten beruhten auf dem damaligen Kriebsrecht, auf dem Recht des Siegers. Mit dieser Erkenntnis haben wir aber erst die Oberfläche des Problems ertastet. Es läßt sich nämlich zeigen, daß dieses harte Recht aus der Gedankenwelt der damaligen Menschheit herauswächst. Hauptsächlich sind es zwei Begriffe, zwei Vorstellungskreise, die den Untergrund und die Erklärung für diese in Rede stehenden Grausamkeiten bilden: der Herrscherbegriff und der Gottesbegriff.

2. Der Herrscherbegriff — Das Gottesgnadentum

Wir wissen, daß z. B. die Herrscher von Ägypten, Babylonien, Assyrien und auch von anderen Ländern *ihre königliche Macht von der Gottheit herleiten*. So war der ägyptische König nach den Lehren der ägyptischen Staatswissenschaft und Theologie der leibliche Sohn seiner königlichen Mutter und der leibliche Sohn des Sonnengottes Re. In Babel übt der König seine Herrschaft im Namen des Reichsgottes Marduk aus, der als Besieger der alten Götter, wie die offizielle babylonische Theologie lehrt, die Herrschaft nicht bloß über Babel, sondern über die ganze Welt innehat. Der Anfang des Prologs, den Hamurapi seinem Gesetzeskodex vorangestellt hat, enthält die Stiftungsurkunde des babylonischen Königtums. Der Sinn dieser Urkunde ist folgender: Der Gott Marduk ist der Beherrscher der Menschheit, Babel ist sein Herrschaftszentrum, und Hamurapi übt nach dem Ratschluß der Götter im Namen Marduks die Herrscherrechte über Babel aus. Die wahrhaft ideale Auffassung von den Pflichten eines Herrschers, die in diesem Prolog zum Ausdruck kommt, kann eine Warnung davor sein, in den uns oft abstoßenden Handlungen dieser Könige ohne nähere Prüfung „ungeschaut“ gemeinste Bestialität zu sehen.

Auch die assyrischen Herrscher betrachten sich als Stellvertreter der Gottheit, als Vollzieher des göttlichen Willens bei ihren Regierungstaten und auf ihren Kriegszügen. So lesen wir z. B. im Kriegsbericht Assurbanipals über seinen Feldzug gegen das Land Mannai im Norden Assyriens: „Auf Befehl der Götter Assur, Shin, Shamash, Adad, Enlil drang ich in das Land Mannai ein und durchzog es siegreich.“ Immer wieder begegnet uns diese Berufung auf den göttlichen Willen in den assyri-

schen Kriegsberichten. Auch der König Mesha von Moab behauptet, daß er im Auftrag des Reichsgottes Kemosh seine Kriegshandlungen gegen Israel vollzogen habe. Dieselbe enge Beziehung zur Gottheit bringt auch der Perserkönig Dareus zum Ausdruck. So heißt es in der Königsinschrift von Behistun: „Ahuramazda übertrug mir die Herrschaft, Ahuramazda brachte mir Hilfe, bis ich die Herrschaft erhielt, nach dem Willen Ahuramazdas besitze ich diese Herrschaft“ (Kol. I, 24–26). Immer wieder hebt er hervor, daß er seine Kriege nach dem Willen Ahuramazdas unternehme und siegreich zu Ende führe (Kol. IV, 2–6).

In den ältesten Zeiten hatte man in Babylonien und anderwärts das *Priesterkönigtum*. Durch dieses wurde der König ebenfalls ganz nahe an die Gottheit herangerückt und mit großer Machtvollkommenheit ausgestattet; der König ist zugleich der oberste Priester. Das gründet sich auf die Rechtsauffassung, daß der Gott der Stadt oder des Landes Eigentümer des Bodens ist; infolgedessen ist der Priester als der Wahrer der göttlichen Rechte nicht nur Verwalter des Tempels und der Tempelgüter des betreffenden Gottes, sondern auch Verwalter der Stadt, des Landes im Namen des Gottes, also Priester und König zugleich. So erscheint z. B. Lugalzaggisi, der Schöpfer des ersten uns bekannten sumerischen Großreiches, anfänglich als Priesterkönig von Umma. Hier können wir auch den Melchisedech der Abrahamgeschichte einreihen. Wenn von ihm Gn 14, 18, gesagt wird, daß er Priester und König zugleich war, so berichtet hier die Schrift von einer uralten Rechtsauffassung, deren Tatsächlichkeit wir jetzt von profangeschichtlicher Seite her vollauf bestätigt finden.

Das Priesterkönigtum kannten unter anderen auch die Germanen. Die Goten haben dafür den Ausdruck Gudja, das in der Wulfilabibel „Priester“ bedeutet. Es ist abgeleitet von Guth = Gott. Gudja bedeutet also: ein zu Gott Gehöriger, ein Gottesmann. Der Priesterkönig galt öfter als Inkarnation der Gottheit.

Folgerungen

Wenn nun der König, der in so naher Beziehung zu Gott steht, im Auftrag (seines) Gottes seine Kriege unternimmt, ergibt sich daraus mit Denknöthwendigkeit, daß die Feinde als Frevler gegen die Gottheit betrachtet werden, weil sie sich dem gottgewollten Kriegsziel widersetzen.

ten, sei es, daß dieses von der Gottheit gesetzte Kriegsziel die Verteidigung des eigenen Landes oder eine Eroberung ist. Der siegreiche König hat demzufolge das Recht, ja die Pflicht, diese Frevler als Widersacher der göttlichen Pläne zu strafen.

Die Grausamkeiten also, die ein siegreicher assyrischer König, ein König Mesha von Moab, ein Dareus an den besiegten Feinden verübte, waren in ihren Augen nichts anderes als der Vollzug des göttlichen Strafgerichtes. Und darum waren sie erst recht weit davon entfernt, darin etwas Verwerfliches zu sehen. Im Gegenteil, es waren dies pflichtgemäße, gottgefällige Werke, die von der verletzten göttlichen Gerechtigkeit gefordert wurden. Ein Grund mehr, daß diese Menschen nicht das leiseste Bestreben zeigen, diese Taten zu bemänteln, ja daß sie sich ihrer wie anderer großer Herrschertaten sogar rühmen. So verstanden, ist Dareus sicher kein Heuchler, wenn er sich selber das folgende glänzende Zeugnis ausstellt: „Es spricht Dareus der König. Deshalb brachte mir Ahuramazda Hilfe und die anderen Götter, die es gibt, weil ich nicht feindselig war, nicht ein Lügner, nicht ein Übeltäter, weder ich noch meine Familie. In Aufrichtigkeit lebte ich, weder einem Knecht noch einem Herrn tat ich Gewalt an. Den Mann, der meinem Hause beistand, habe ich wohl behütet; wer schadete, den habe ich streng bestraft.“ Zu diesen bestraften Schädlingen gehören auch die nach unseren Begriffen grausam hingerichteten Feinde. Dareus betrachtet diese harte Strenge wohl genau so als seine Herrscherpflicht wie die Übung der Wahrhaftigkeit und der Gerechtigkeit, deren er sich im selben Texte rühmt (Kol. IV, 62—66).

3. Der Gottesbegriff

Wehe mir, ich habe Gott gesehen!

Daraus allein, daß sich diese Menschen als Vollzieher der göttlichen Strafgerechtigkeit betrachteten, erklärt sich ihr grausames Vorgehen gegen besiegte Feinde noch nicht völlig. Klarer wird die Sache noch, wenn man sich vor Augen hält, wie sich diese alten Völker den Gott, der hinter diesen Königen stand, und sein Verhältnis zum Menschen dachten. Wie sich der alte Mensch wenigstens dieses Kulturkreises Gott und sein Verhältnis zu ihm zurechtlegte, läßt schon irgendwie der entsetzte Schrei errahnen, der da und dort im Alten Testament aufschreibt:

„Wehe mir, ich muß sterben, denn ich habe Gott gesehen!“ An verschiedenen Stellen des Alten Testaments kehrt der Gedanke wieder, daß der, der Gott irgendwie sinnlich wahrgenommen hat, dem Tod verfallen ist. So verhüllt Moses sein Angesicht, da er die Gotteserscheinung auf dem Horeb hat: „Und Moses verhüllte sein Angesicht; denn er fürchtete sich, auf Gott hinzuschauen“ (Ex 3, 6). Dasselbe fürchtet Manoach, da er zu seiner Frau sagt: „Sicher müssen wir sterben, denn wir haben Gott gesehen“ (Richt 13, 22). Die Frau weiß ihn allerdings zu beruhigen. Das Haupt verhüllt auch Elias, da sich ihm ebenfalls auf dem Horeb der Herr im Säuseln des Windes offenbart (3 Kg 19, 13). Und Ex 33, 20, sagt Gott selber zu Moses: „Kein Mensch sieht mich und bleibt dabei am Leben.“ Isaias ruft nach der majestätischen Gotteserscheinung im Kap. 6 entsetzt aus: „Weh mir, denn ich bin verloren, ich habe ja den König geschaut, den Herrn der Heerscharen mit meinen Augen!“ Aus dem Ruf des Propheten klingt eine Hauptursache dieses Schauders vor der Gottheit heraus, nämlich der Menschheit schwere Schuld: „Denn ein Mann mit unreinen Lippen bin ich und wohne bei einem Volk mit unreinen Lippen!“ (6, 6). Das Bewußtsein der Sündhaftigkeit, der drückenden Schuld tritt allerdings bei verschiedenen Völkern stark in den Hintergrund; es bleibt von diesem Schuldbewußtsein oft nur der drohende Schatten eines unheimlichen Etwas zurück, und von diesem drohenden Schatten umdüstert, sehen viele Völker die Gottheit und — erschauern vor ihr.

Diese Völker — Semiten und andere — sind ganz durchdrungen von der erdrückenden, zermalmenden Macht des göttlichen Wesens. Das bedeutet der Schreckensruf des Alten Testaments: Wehe mir, ich habe Gott gesehen. Mit dieser Vorstellung von der Furchtbarkeit Gottes hängt die Überzeugung zusammen: Der Wille dieses göttlichen Wesens muß geschehen, ob es sich nun um eine Leistung handelt, die der Mensch Gott überhaupt schuldig ist, oder um eine Sühne für ein Vergehen oder um Abwendung eines drohenden oder schon hereinbrechenden Unglücks, das nach der Ansicht dieser Menschen nur durch ein schweres Opfer (im rituellen oder nichtrituellen Sinn) beschworen werden kann. Der Wille dieses furchtbaren göttlichen Wesens muß geschehen und wär er auch noch so hart, noch so sehr gegen jedes menschliche Empfinden und Fühlen.

Dieser furchtbare Gott ist ganz nahe!

Wir dürfen, diesem Gottesbegriff entsprechend, sagen — entsetzlich, unheimlich nahe! Wie bekannt, dachte man sich ja das Wirken Gottes vielfach ohne Mittelursachen. So kam es, daß eine Gemeinschaft, in deren Mitte sich etwas Ungewöhnliches ereignete, z. B. ein erschreckender Todesfall, in äußerste Bestürzung geriet: Die Gottheit ist mit ihrer unheimlichen Macht plötzlich zwischen sie getreten und hat den tödlichen Schlag geführt!

Weil der Mensch auf dieser Entwicklungsstufe weniger an Mittelursachen denkt, die die gottgewollte Strafe für ein begangenes Verbrechen im Laufe der Jahre langsam heranreifen lassen, sondern sich vorstellt, daß der beleidigte Gott unmittelbar selbst den rächenden Schlag führt, darum erwartet er die Strafe bald, vielleicht sofort nach der Übeltat und sucht sie deshalb so schnell als nur möglich durch eine entsprechende Sühne abzuwenden. Wir fühlen hie und da im Leben, wie sich die leitende Hand Gottes sachte zwischen uns und ein von uns erstrebtes Ziel schiebt mit dem wohlwollenden Bedeuten: „Laß das, das ist nichts für dich!“ Der alte Mensch aber sah und hörte in ähnlichen Fällen die eiserne, unwiderstehliche Riesenfaust der Gottheit dröhnend vor sich niedersausen, so daß er mit Entsetzen von dannen floh und sein verfehltes Vorhaben aufgab.

Der heutige Mensch nimmt seinen Gott wahr, wie ein Elias am Horeb im sanften Säuseln des Windes. Der alte Mensch ließ ihn zu sich sprechen im wütenden Sturmwind, der die Berge zerreißt und die Felsen spaltet (3 Kg 19, 11 ff.).

Man wird vielleicht einwerfen: Wenn diese Menschen eine solche Angst vor der Gottheit hatten und ihre strafende Gerechtigkeit immer in nächster Nähe fühlten, wie sollen wir es dann verstehen, daß ebendiese Menschen — wie es wenigstens uns scheint — die göttliche Weltordnung mit Füßen traten und dadurch die von ihnen sosehr gefürchtete göttliche Strafgerechtigkeit herausforderten?

Vor allem darf nicht übersehen werden, daß diese Menschen in vielen Dingen, die in Wahrheit sündhaft sind, nichts Böses sahen. Dazu gehört so manches, was im 5. und noch mehr, was im 6. Gebot verboten ist. Ferner verstehen es diese uralten Menschen, genau so wie die Neuzeitmenschen, wunderbar, auch bei bewußten

Verstößen gegen das Sittengesetz, das aufgepeitschte Gewissen so lange zu drücken, zu zerren und zu kneten, bis es sich darein gibt und keine oder fast keine Schuld mehr festzustellen weiß. Und wie sich der Mensch auch sonst an die Gefahr, die seine ständige Nachbarin geworden ist, gewöhnt, so hat sich auch der Mensch jener fernen Zeiten mit der Gefahr, die ihm vom beleidigten Gott her drohte, vielfach abgefunden und sie weniger drohend gefühlt.

Endlich fraß sich der Zweifel, der heute in den Seelen frißt, bis er den Glauben völlig zerstört hat, auch damals tief in die Seelen hinein, bis die Furcht vor der Gottheit erstorben und auch der letzte sittliche Halt dahin war. Wo aber in jenen Menschen der Glaube an den fordernden und strafenden Gott lebendig ist oder durch ein Ereignis wieder wachgerufen wird, ist auch der geschilderte Schreck vor der Gottheit wirksam und der unbeugsame Wille tätig, ihrem Gebot, ihrer Forderung nachzukommen auch dann, wenn das Schwerste und das Höchste zu leisten ist.

Verblaßte Ewigkeitsvorstellung

Die Angst vor der strafenden Gerechtigkeit Gottes im Diesseits ist ganz besonders bei jenen Völkern verständlich, bei denen der Glaube an die Jenseitsvergeltung im Laufe der Jahrhunderte stark verblaßt oder fast gänzlich geschwunden ist. Das ist eben bei den semitischen Völkern, auch bei den Israeliten, der Fall. Wenn diese Menschen nach und nach soweit in das Diesseits zurückgewandert waren, daß sie infolge der großen Entfernung die Gestade der Ewigkeit, der kommenden Welt und der kommenden Vergeltung kaum mehr wahrzunehmen vermochten und kaum mehr damit rechneten, so mußte in demselben Maße, wie die Vorstellung von der Jenseitsvergeltung verdämmerte, beim Aufrechterbleiben des Gottesglaubens die Überzeugung von einer unbedingt sicheren Diesseitsvergeltung in den Vordergrund treten.

Nun ist es aber, worauf wir schon einmal hingewiesen haben, psychologische Tatsache, daß sich viele Menschen, vielleicht die meisten, vor Dingen, die in ferner oder fernster Zukunft zu erwarten sind, mögen sie auch noch so schrecklich sein, weniger fürchten als vor Dingen, die mit Sicherheit in der nächsten Zeit eintreten, und mögen diese auch gar nicht so schrecklich sein. Die Erfahrung lehrt: So unlogisch diese Tatsache ist, so all-

gemein menschlich ist sie; sie ist ja zu allen Zeiten eines der größten Hemmnisse einer erfolgreichen Seelsorge — im eigenen Bereich und im Bereich der Anvertrauten. Wäre es anderseits nicht so, so würde der Mensch aus der Todesqual und Todesangst das ganze Leben niemals herauskommen, und das würde — der Mensch ist nun einmal so — die tatfrohe Arbeitslust vieler in verhängnisvoller Weise hemmen (vgl. 2 Thess 2 und 3).

So kommt es, daß die Menschen jener fernen Zeit, die nur oder fast nur mit der Diesseitsstrafe rechneten, die irdische Strafe der göttlichen Gerechtigkeit, die sie schon in der allernächsten Zeit erwarteten, oft mehr fürchteten als viele Menschen von heute die fernen Jenseitsstrafen fürchten, obwohl sie ernstlich an sie glauben. So kommt es, daß diese Menschen in ihrer unheimlichen Angst vor der unmittelbar hier auf Erden eintretenden göttlichen Strafe zu den härtesten Opfern, z. B. zur Aufgabe eines sündhaften Vorhabens, bereit waren, um dieser nahe bevorstehenden irdischen Strafe zu entgehen. Sie waren dazu eher bereit als Menschen, die mit einer irdischen Strafe nicht rechnen und sich wie Millionen und Millionen mit dem Gedanken trösten: Die Ewigkeit ist noch weit weg!

Gewonnene Erkenntnisse

Der Mensch des altorientalischen Kulturkreises sieht sich einem göttlichen Wesen gegenüber, das unbeugsam und unerbittlich seinen oft harten Willen durchsetzt, einen Willen, der nicht etwa durch eingeschaltete Mittelursachen sozusagen elastisch erscheint, sondern unabänderlich starr ist. Dieser Mensch sieht sich einer Gottheit gegenüber, die im gegebenen Fall die bitterste Sühne für ein Vergehen verlangt; denn nur durch eine solche kann dieses unheimliche Wesen befriedigt werden. Er sieht sich einer Gottheit gegenüber, die keine Frist gewährt, einer Gottheit, deren Strafgericht bald, vielleicht sofort hereinbricht, einer Gottheit, die in ihrem Wirken so nahe ist, wie wir es zu schildern versuchten. Da verstehen wir das harte Vorgehen jener morgenländischen Herrscher gegen die Besiegten, die als Frevler gegen die Gottheit betrachtet wurden; da verstehen wir ähnliche Härten, denen wir auch sonst in Vorderasien begegnen. Da verstehen wir jetzt noch besser, warum sich niemand über diese Taten wunderte, warum sie niemand als Ungeheuerlichkeiten brandmarkte. Alle diese Härten nahm

der damalige Mensch, so schwer sie ihn auch trafen, als bittere Selbstverständlichkeiten hin, so ähnlich wie irgendwelche „Schicksalsschläge“ oder auch den natürlichen Tod. Das ist die Gedankenwelt, die hinter diesen Greueln und Härten steht.

Wir wollen nicht verkennen, daß so mancher Herrscher, der solche Grausamkeiten verübte, seine Rachsucht befriedigen wollte, seiner hemmungslosen Wut über die besiegten Feinde freien Lauf ließ, daß vielleicht auch sadistische Triebe dabei im Spiele waren, denen jenes Herrscher- und Kriebsrecht als willkommene moralische Deckung diene.

Der Fall Jephthah

Wie sich der Mensch jener Kulturwelt sein Verhältnis zu Gott dachte und wie sehr er gewohnt war, die sich daraus ergebenden Härten ohne jede Schwächlichkeit zu Ende zu denken, bis zum Ende auf sich zu nehmen und bis zum Ende zu tragen, zeigt klar die biblische Erzählung von Jephthah, der durch ein übereiltes Gelübde seine einzige Tochter dem Opfertod weihte. Er hatte nämlich vor einem Feldzug dem Herrn gelobt: „Wenn du mir den Sieg über die Ammoniter verleihst, so soll der, der mir aus der Tür meines Hauses entgegenkommt, wenn ich siegreich von den Ammonitern heimkehre, dem Herrn gehören, und ich will ihn zum Brandopfer darbringen.“ Er kehrt tatsächlich als Sieger heim, und die erste, die ihm aus dem Haus entgegeneilt, ist — seine Tochter, sein einziges Kind. Der unglückliche Vater bricht begreiflicherweise in bittere Klage aus, aber keinen Augenblick zweifelt er daran, daß er sein Gelübde (in das er sicher sein Kind nicht eingeschlossen hätte, wenn er beim Gelöbde daran gedacht hätte) erfüllen und seine Tochter blutig opfern müsse.

Ebenso betrachtet das Mädchen die Erfüllung des Gelübdes als selbstverständliche Pflicht und offenbart dabei eine wahrhaft stählerne Entschlossenheit und Härte. „Vater“, so sagt sie, „wenn du dem Herrn das Gelübde gemacht hast, so tu mit mir, wie es dein Mund ausgesprochen hat; denn der Herr hat dir den Sieg über deine Feinde, über die Ammoniter, verliehen.“ Das Opfer wird wirklich vollzogen. Wir wissen, daß das Gelöbde Jephthahs und der Vollzug des Menschenopfers ganz gegen den Geist des Alten Testaments ist, weil dieses solche Opfer mit aller Strenge verbietet und sie als heidnische

Greuel ächtet (Lv 18, 21; 20, 2 ff; Dt 12, 31 und 18, 10). Dem Feldherrn Jephthah hat es eben an den nötigen religiösen Kenntnissen gefehlt; sein religiöses Empfinden und Handeln ist wohl auch aus der Beeinflussung durch das im Lande immer noch wuchernde Heidentum zu erklären.

Mit dem Opfer Jephthahs haben wir eine der furchtbarsten Auswirkungen dieses eben beschriebenen düsteren Gottesbegriffes gestreift, nämlich die *Menschenopfer*. Wir treffen sie auf jenem alten Kulturboden bei den kanaanitischen Völkern. Dort waren Kindesopfer nach dem wiederholten Zeugnis der Heiligen Schrift, das durch die Ausgrabungen bestätigt wird, durchaus nichts Außergewöhnliches. Aus Babylonien selber liegen keine Nachrichten vor, die mit Sicherheit auf Menschenopfer hinweisen. Die Menschenopfer verraten letzten Endes wieder nichts anderes als die unbeschreibliche Angst vor der zermalmenden Macht der Gottheit, deren Zorn man durch diese Höchstleistung — die Opferung des eigenen Kindes — um jeden Preis zu besänftigen und deren Gunst man dadurch zu erwerben trachtete, weil man eben nichts mehr fürchtete als die Strafe der Gottheit und nichts für notwendiger erachtete als ihre Gunst.

Bußbereitschaft bei den Südarabern

Dieselbe zitternde Unterwürfigkeit der Gottheit gegenüber finden wir bei den Südarabern. Bei Medinat al Haram hat man Inschriften gefunden, die mit Grund als „Buß- und Beichtinschriften“ bezeichnet werden können. Man höre und staune: Menschen bekennen auf diesen Tafeln unter Angabe ihres Namens, ihrer Familie in aller Öffentlichkeit, was sie gegen die Gottheit gesündigt haben. Da gesteht der reuige Sünder z. B. eine größere Zahl von peinlichen Vergehen gegen unser sechstes Gebot und gegen Reinheitsvorschriften, deren er sich schuldig gemacht hat, und bekundet am Schluß seine Reue und die Bereitwilligkeit, Buße zu leisten. Wir lassen hier eine solche öffentliche Beichte folgen:

„HRM, der Sohn des TUBN, hat gebeichtet und Buße getan dem du — SMUI dafür, daß er genahet ist einem Weib in der verbotenen Zeit und liebkost hat eine Menstruierende und daß er mit einer Wöchnerin Umgang gepflogen und daß er gekommen ist in unreinen Zustand und daß er berührt hat Weiber, menstruierende, und sich hernach nicht gewaschen hat; und daß er be-

spritzt hat seine Kleider mit Erguß. Und er unterwarf sich und demütigte sich. Und (Gott) möge es (ihm) lohnen!“

D. H. Müller bemerkt dazu: „Wenn diese Tafeln öffentlich in Tempeln ausgestellt waren und von jedermann gelesen werden konnten, so gehört zu ihrer Setzung ein großer moralischer Mut oder eine unsäglich Angst vor der Strafe der Götter.“

Ähnliche Vorstellungen von der Gottheit bei nichtsemitischen Völkern

Wir wollen nun aus der engeren Verwandtschaft oder Nachbarschaft der Israeliten heraustreten und bei ihnen fernerstehenden Völkern nachsehen, ob sich auch dort Vorstellungen von einer solch absolutistischen Gottheit finden, welcher sich der Mensch nur mit Zittern nahen kann und der gegenüber er bereit ist, auch die schwersten Opfer ohne jede Widerrede zu bringen.

Bei den *Griechen* treffen wir tatsächlich einen ähnlichen Gottesbegriff, eine ähnliche sklavische Unterwürfigkeit der Gottheit gegenüber. Man wagt kein „Warum“, wenn es sich um den Willen Gottes handelt. Auch nach griechischer Auffassung hat der Mensch von der Gottheit alles, auch das Härteste, das Ungerechteste (wenigstens wie es dem Menschen scheint) ohne Widerrede, ohne äußeres und inneres Widerstreben hinzunehmen. Die Griechen hatten ein eigenes Wort, welches die Auflehnung des menschlichen Willens gegen die göttlichen Beschlüsse bezeichnet: *hybris*. Wie wenig es dem Griechen eingefallen wäre, auch die härtesten göttlichen Verfügungen einer Kritik zu unterziehen, wie selbstverständlich es ihm war, auch das Bitterste aus der Hand der Götter entgegenzunehmen, ersieht man klar aus dem Ödipus des Sophokles. Die Fabel dieser großen Tragödie ist kurz folgende: Die Götter haben es gewollt, daß Ödipus, der Sohn des Laios und der Iokaste, seinen eigenen Vater töte und mit seiner eigenen Mutter Iokaste ehelich lebe. Alle beteiligten Personen tun ihr mögliches, um dem drohenden Geschick zu entgehen, aber umsonst. Es vollzieht sich mit unheimlicher Sicherheit Schritt für Schritt. Ödipus wird ohne sein Wissen wirklich zum Mörder seines Vaters und zum Ehegatten seiner eigenen Mutter, und so treibt die göttliche Bestimmung den Helden des Stückes hinein in die bekannte schauerliche Katastrophe.

Das Bezeichnende ist: Kein bedachter oder vom Geist

des Stückes gebilligter Vorwurf gegen den bitter harten Beschluß der Gottheit wird laut, sondern alles beugt sich vor ihm, vor allem Ödipus selber, nicht bloß mit Worten, sondern auch in seiner letzten grauenvollen Tat, da er sich selbst blendet, um als blinder Bettler zu büßen und die beleidigte Gottheit zu versöhnen. Auch Sophokles, der gläubige, fromme Mann, sieht die grausigen Geschehnisse im selben Licht, sonst hätte er wohl seine Tragödie anders gestaltet.

So sehen wir, daß die alten Griechen, solange sie gläubig waren, den Zorn der Gottheit über alles fürchteten und wie die Völker des vorderasiatischen Raumes zum Schwersten und zum Härtesten entschlossen waren, wenn es galt, die fordernde oder rächende Hand Gottes zu besänftigen. Mit dieser Vorstellung von der Gottheit hängt zusammen, daß sie, wie die semitischen Völker, auch Menschenopfer darbrachten. Derselbe Geist, der den israelitischen Feldherrn Jephthah bestimmte, sein verhängnisvolles Gelübde zu erfüllen und seine Tochter zu opfern, ist auch bei den Griechen zu Hause.

Große Angst vor der fordernden oder beleidigten Gottheit hatten auch die Römer. Wenn sie irgendein schweres Unglück traf, wenn sie im Kriege Niederlagen erlitten, sahen sie darin eine Strafe der Gottheit und suchten mit allem Eifer dem Vergehen auf die Spur zu kommen, das das Unglück heraufbeschworen hatte. Auch sie scheuten vor Menschenopfern nicht zurück, um im Krieg die Gunst der Götter und damit den Sieg zu erringen. So wurden nach Livius (22, 57) nach der Schlacht bei Cannae auf dem Forum bovarium vier Personen den Göttern geopfert, um dadurch den Sieg zu erflehen, weil man eben überzeugt war, daß vom Zorn der Götter alles Unheil und von ihrer Gunst alles Heil komme. Der gleichen Auffassung entspricht es, wenn eine Vestalin, die ihr Gelöbniß der Enthaltksamkeit gebrochen hatte, der grausamen Todesstrafe des Lebendigbegrabenwerdens anheimfiel. Nur dadurch hoffte man, der Rache der beleidigten Gottheit zu entgehen.

Noch stärker als bei Griechen und Römern scheint bei den Kelten die Furcht vor der fordernden und strafenden Gottheit verbreitet gewesen zu sein. Menschenopfer zu dem angegebenen Zweck waren bei ihnen besonders häufig. Sie haben, wie es scheint, noch unbeirrter und rücksichtsloser die harten Folgerungen aus ihrer düsteren Vorstellung von der Gottheit und ihrem Ver-

hältnis zum Menschen gezogen als andere Indogermanen. Leider sind wir über ihre Gedankenwelt nur sehr dürftig unterrichtet, so daß ein allseits richtiges Verständnis ihrer oft recht blutigen religiösen Handlungen nicht erreichbar ist.

Nach Tacitus (*Germania* 40) wurde bei den *Germanen* das verhüllte Bild einer Göttin im festlichen Zug auf einem Wagen durch die Gaue gefahren. Die Sklaven, die nach der Prozession das Bild der Göttin waschen mußten, wurden getötet; denn niemand durfte das Bild der Göttin schauen. „*Servi ministrant; quos idem lacus haurit. Arcanus hinc ille terror sanctaque ignorantia, quid sit illud, quod tantum perituri vident.*“ „Sklaven besorgen (das Waschen des Bildes), die sogleich der See verschlingt. Daher herrscht ein geheimes Grauen (vor dieser Göttin), ein ehrfürchtiges Nichtwissen darüber, was wohl das sein mag, was nur dem Tode Geweihte zu sehen bekommen.“ Also auch bei den Germanen sowie im vorderasiatischen Kulturkreis gilt das Wort: Wer Gott gesehen hat, muß sterben. Auch die Germanen verstanden sich zum Härtesten, wenn es galt, die Gunst der Götter zu gewinnen oder ihre Strafe fernzuhalten. Sie brachten in dieser Absicht zahlreiche Opfer dar, nicht selten auch Menschenopfer, wenn ein Krieg drohte, wenn Krankheit oder Hungersnot das Land heimsuchten. Bisweilen verlangte das befragte Orakel den König selbst als Opfer. So wurde der König Vikarr dem Odhinn geopfert, indem er an einen Baumast gehängt und mit den Worten: „Ich weihe dich dem Odhinn“, mit einem Speer durchbohrt wurde.

Auch der schwedische König Olaf Tretelgja wurde von seinen Untertanen in seinem Hause verbrannt und so der Gottheit geopfert, weil er die Opfer vernachlässigt und dadurch nach der Meinung der Schweden Mißwachs über das Land gebracht hatte (vgl. *Mogk*, *Germ. Mythologie*, S. 114).

Wenn wir es in diesen Fällen nicht durchaus mit Geschichte, sondern mit Sage zu tun haben sollten, so beweisen auch die Sagen immerhin, daß sich auch die Germanen ihr Verhältnis zur Gottheit in der geschilderten Weise dachten. Zu all dem stimmt auch die Nachricht, daß die Sachsen vor der Heimkehr von ihren Kriegszügen jeden zehnten Gefangenen zu opfern pflegten, um eine glückliche Heimkehr zu erlangen. Auch die heidnischen Normannen brachten vor ihren Fahrten dem Thor Men-

schenopfer dar. Die Franken opferten nach ihrem Einbruch in Italien unter Theudobert am Po gotische Frauen und Kinder, um sich auf diese Weise die göttliche Hilfe zur Eroberung des Landes zu sichern.

Ergebnis

Die Umschau bei nichtsemitischen, nichtvorderasiatischen Völkern hat gezeigt, daß die in Rede stehenden grausamen Handlungen, sagen wir, härtesten Leistungen an die Gottheit, auch bei Griechen, Römern, Kelten und Germanen vorkommen und dem gleichen Zwecke dienen wie bei den Semiten in Vorderasien, nämlich dem Fernhalten der göttlichen Strafe und der Erlangung der göttlichen Huld. Diese Tatsache reicht aus zur Feststellung, daß man sich nicht damit zufrieden geben darf, jene orientalischen Grausamkeiten aus der Eigenart der erwähnten vorderasiatischen Völker allein zu erklären.

Auch kann man sich nicht mit der Erklärung begnügen, daß jene Grausamkeiten, soweit sie bei nichtsemitischen Völkern anzutreffen sind, auf Beeinflussung durch irgendwelche semitische oder vorderasiatische Völker zurückzuführen seien. Denn es ist nicht sehr denkgerecht, bei jedem Anlaß und ungeschaut eine ungünstige Beeinflussung der einen Menschenart durch die andere anzunehmen, um über unerwünschte Wahrnehmungen heil hinwegzukommen. Dies darf am allerwenigsten dann geschehen, wenn die angeblich von einer anderen ungünstig beeinflussten Art die übrigen an innerem Wert, an Tüchtigkeit, wie man meint, übertrifft; denn zum inneren Wert und zur Kraftüberlegenheit einer Menschenart gehört sicher auch die Fähigkeit, gegen eine ungünstige Beeinflussung durch (vermeintlich) tieferstehende, weniger tüchtige Arten gefeit zu sein. Demnach werden wir also annehmen müssen, daß dieselbe Gottesvorstellung und dieselbe Vorstellung vom Verhältnis des Menschen zur Gottheit, welche wir bei Semiten und Indogermanen antreffen, auch den erwähnten indogermanischen Völkern von Haus aus zu eigen war.

Aber angenommen, die Indogermanen hätten das alles auf irgendeinem Weg von außen her, von semitischen, vorderasiatischen Völkern übernommen, dann müßten wir sagen, daß diese Gedanken den indogermanischen Völkern nicht völlig fremd, mit ihrer indogermanischen Art nicht unverträglich waren. Sonst hätten sie diese Vor-

stellungen als Fremdgut empfunden und sie ihrer kräftigen, gesunden Eigenart entsprechend umgestaltet.

Nicht aus der völkischen, rassischen Eigenart der Semiten oder Vorderasiaten kann man die besprochenen Härten deuten, sondern aus der beschriebenen Vorstellung von Gott und seinem Verhältnis zum Menschen, die nicht nur bei Semiten und Vorderasiaten, sondern auch bei indogermanischen Völkern heimisch ist und eine geeignete seelische Voraussetzung für die erwähnten Härten und Grausamkeiten abgibt. Und wenn wir diese den Semiten und Indogermanen gemeinsame Vorstellung von Gott und seinem Verhältnis zum Menschen auf eine völkische Eigenart zurückführen wollten, so müßten wir sagen: Sie erklärt sich aus einer rassischen Eigenart, die den Semiten, Vorderasiaten und Indogermanen gemeinsam ist.

Die Israeliten hatten diese primitive Gottesvorstellung, als sie in den Bannkreis der Offenbarung gezogen wurden, und sie hat sich auch in der Offenbarungszeit immer wieder stark bemerkbar gemacht. Dagegen besteht keine theologische Schwierigkeit, denn wir wissen¹⁾, daß durch die Offenbarung das israelitische Volk nicht mit einem Male über die Höhe des damaligen profanen und zum Teil auch religiös-sittlichen Erkennens emporgehoben wurde. Wie in der anfangs sehr unvollkommenen Jenseitsvorstellung, so setzt sich auch hier in der Vorstellung von Gott und seinem Verhältnis zum Menschen erst allmählich die wachsende Erkenntnis und die höhere sittliche Erfassung durch.

Zusammenfassend

sagen wir also: Das in Rede stehende grausame Verfahren hängt letzten Endes ursächlich mit dem Gottesbegriff aller dieser Völker zusammen und mit dem Verhältnis, in welchem sie sich der Gottheit gegenübergestellt sehen. Diese ihre Vorstellung vom göttlichen Wesen gibt uns den Schlüssel zur Beantwortung unserer Frage: Wie sahen jene Menschen diese Grausamkeiten? Die Antwort lautet: In ihren Augen sind sie keine Grausamkeiten, sondern pflichtgemäße oder doch löbliche Handlungen, die sie der Gottheit in Anbetracht ihres vermeintlichen Verhältnisses zu ihr schulden oder durch die sie sich der Gottheit wohlgefällig machen wollen. Es sind Handlungen

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift, 1947, Heft 4, S. 295 ff.

gen, durch die sie Gottes Strafgericht vollziehen, um sich selbst, ihre Familie oder das Volk vor einem großen Unglück zu bewahren, Handlungen, durch die sie sich oder der Gemeinschaft ein wichtiges, lebensnotwendiges Gut sichern wollen. Daher dürfen auch wir diese Handlungen, so wie sie von diesen Menschen gemeint und beabsichtigt sind, nicht einfachhin als Grausamkeiten bezeichnen, obwohl dabei, wie schon angedeutet, menschliche Leidenschaften schlimmster Art oft genug auf ihre Rechnung gekommen sein mögen.

Wohl aber handelt es sich hier um eine außergewöhnlich starke Hervorkehrung einer hart und fristlos waltenden göttlichen Strafgerechtigkeit, der gegenüber Gottes Liebe und zuwartende Barmherzigkeit ganz in den Hintergrund treten. Das ist das Bild vom großen, allmächtigen, gerechten und strafenden Gott, aber ohne die mildernenden, trostvollen Züge, die das Geschehen auf Golgatha jenem Gottesbild hinzufügen und die uns in Gott nicht bloß den unerbittlichen Richter, sondern auch den gütigen, verzeihenden Vater erschauen lassen. Dementsprechend haben die Menschen ihren Gott und ihr Verhältniß zu ihm gesehen und dementsprechend haben sie gehandelt. Und — lassen wir die Steine liegen! — auch nach der Opfertat auf Golgatha wirkten die harten Züge des alten Gottesbildes Jahrhunderte hindurch in vielen Menschen nach. Man schloß die Augen vor dem gütig verzeihenden Antlitz Gottes, man hielt sich die Ohren zu, um das Wort nicht hören zu müssen: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Man ließ, wie man sich einredete, die Gerechtigkeit sprechen: Folter, Kerker, Tod, wo auch die Liebe oder nur sie das Wort gehabt hätte.

Darf man in diesen erbarmungslosen Zügen, die die Menschen in das Gottesbild hineingezeichnet haben, in ihrem Schreck vor der Gottheit einen Beweis für die Erbschuld erblicken? Das wohl nicht; denn wer die Erbsünde ablehnt, erklärt diesen Schauer vor der Gottheit ausreichend aus der Größe und Furchtbarkeit Gottes, die sich dem Menschen Schritt auf Schritt offenbart, z. B. im Gewitter, in wiederholt hereinbrechenden Katastrophen, hinter denen der Mensch die zermalmende Macht der erzürnten und strafenden göttlichen Gerechtigkeit sieht. Man erblickt in diesem finsternen Gottesbild auch den Widerschein des irdischen Herrschafts- und Herrscherbildes, das ähnlich harte, unbarmherzige Züge aufweist.

Immerhin aber können wir sagen: Wer um die Erb-

schuld weiß, für den ist dieser Schauer vor der Gottheit um so verständlicher. Nach dem Bruch der Menschheit mit Gott war das letzte, was sie von Gott zu schauen bekam, sein zürnendes Angesicht. Dieses hat sich in ihre Seele hineingegraben und dieses haben Menschen mit hinausgenommen in die Verbannung, und in seinem Widerschein sehen sie von nun an alles: Gott, sich selber und die Welt. Darum sehen sie auch dort Schrecken, wo keine Schrecken drohen, und lesen Gebote des Grauens, wo keine solchen geschrieben stehen.

Aber da sie nun einmal die Dinge in diesem Lichte sehen und dementsprechend nach ihrer Meinung nicht anders handeln können, müssen wir die Folgerichtigkeit ihres Tuns, die Größe ihrer Gesinnung und ihren Opfermut bewundern in Fällen, in denen sich diese Anschauungen gegen sie selbst oder gegen ihre Lieben schmerzvoll auswirken, ob es sich nun um Semiten oder Indogermanen handelt. Wir denken da z. B. an Jephthah und seine heldenhafte Tochter oder an Ödipus mit seinem sittlichen Ernst. Gerade dieser Opfermut läßt schließen, daß die Berufung dieser Menschen auf den göttlichen Willen — wenigstens oft — auch dann ehrlich gemeint ist, wenn diese düstere Gottesvorstellung nicht ihnen selbst, sondern anderen, z. B. besieigten Feinden, zum qualvollen Verhängnis wurde. (Schluß folgt.)

Kirche und Staat in Österreich

Rückblick und Ausblick¹⁾

Von Universitätsprofessor DDr. Karl Eder, Graz

Auf der Historischen Ausstellung des Landes Oberösterreich zu Linz anlässlich der 950-Jahr-Feier Österreichs (1946) mußten unter den gezeigten Schätzen einige Gegenstände die besondere Aufmerksamkeit des Historikers erregen²⁾. Man sah ein Bronzefragment des römischen Stadtrechtes für Lauriacum (212), das die Erinnerung an diesen ersten Bischofsitz Ufernorkums, den die Vita Severini bezeugt, heraufbeschwor. In einer Glasvitrine thronte wie ein heiliges Symbol Österreichs der Tassilokelch von Kremsmünster, der an die Zeit ge-

¹⁾ Vortrag im Katholischen Bildungswerk Innsbruck.

²⁾ Vgl. den Katalog „Die Historische Ausstellung des Landes Oberösterreich 1946“ von Dr. Alfred Hoffmann und Dr. Franz Pfeffer.